Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 1 (1936)
Heft: 4

Artikel: Selbstgemachtes Spielzeug im Herbst und Winter
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-859738

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nicht jedes Haus konnte sich die Annehmlichkeit von Vorfenstern leisten, - aber doch Blumen im Winter! Auf Kommoden standen da und dort Körbchen, — wieder mit grünem Moos gefüllt. Daraus heraus leuchteten Papierrosen in mancherlei Farben oder Strohblumen und rote Beeren, vielleicht auch einmal eine stachlige Silberdistel, die man vom Spaziergang am letzten schönen Herbstsonntag mit nach Hause gebracht hatte.

Alle diese Winterblumenherrlichkeiten werden überstrahlt vom Weihnachtsbaum oder Meiebaum*), wie ältere Leute ihn nannten. Aber auch hier darf das liebe Moos in seiner bescheidenen Art mitwirken. Wie heisst es doch in einem Weihnachtslied? — «Im Gärtchen klein, im engsten Raum, wie lieblich blüht der Wunderbaum . . .» Da stand auch wirklich vielerorts (und steht wohl heute noch) der Weihnachtsbaum in einem kleinen Gärtchen, das mit zierlichem Staketenhäglein eingefriedigt ist. Darin drängt sich, dicht gestopft, dunkelgrünes Moos und verdeckt das Fusskreuz des Christbaumes. Schäfchen und Hirten sind darin zerstreut aufgestellt und gemahnen uns an die heilige Nacht vor Bethlehem . . . .

Wenn Weihnachten schon halb vergessen zurücklag und dem Bachufer entlang die Weidenkätzchen silbern zu schimmern begannen, da trugen wir wieder Moos nach Hause, wohl mehr bräunliches als grünes. Aber es kam diesmal nicht so sehr darauf an. Der Osterhas, zu dessen Empfang wir die Eiernester zurechtmachten, nahm es nicht so genau! M.

Selbstgemachtes Spielzeug im Herbst und Winter

1. Der Fahreschwanz **)

Das Jahr hindurch fanden wir Buben wohl kaum den Weg in Sammeljokebs Häuschen, oder die Mutter hätte uns denn zur Sammeljokebne geschickt, von ihrem Meerzwiebelstock ein Blatt zu holen, damit man einen bösen Finger kurieren konnte. Die gute Frau, sie gab gerne, und bereitwillig erteilte sie auch noch gerade Anleitung zum Gebrauch. Noch klingt's mir in den Ohren, wie sie mir einmal als ganz kleinem Bübchen den Zweck der Pflanze erläuterte: «Lueg eso mues me d'Bletter verchnütsche zwüsche de Fingere oder mit ime Schyt. Läng jetz dra mit im Finger, es isch echli schliferig, fascht wie Schnuder, aber es mues der nit gruuse drab. Das git die beschti Salbi, wenn me ne böse Finger het oder öbbis amene Bei.»

*) Dieser Name mag beim Aufkommen der Weihnachtsbäume auf diese übertragen worden sein vom Meienbaum, einer aufgepflanzten Tanne, dem Abzeichen der ehemaligen Meien- oder Wechselwirtschaften, in denen nur Eigengewächs ausgeschenkt werden durfte und zwar nur im Sommer. Auf den Abbildungen von Em. Büchel in Bruckners Merkwürdigkeiten sind da und dort solche Meienbäume zu erkennen.

**) Wir wählen diese Schreibweise, da sie der Sprechweise entspricht. Jonas Breitenstein schreibt mit zwei r. «Besonders freute den Christeli ausnehmend zu hören, wie tapfer die Fuhrmannen mit ihren Peitschen «klöpfen» konnten, denn er verstand auch etwas von dem Ding und hatte sich daheim von dem Hanf, den er aus der «Rätscheten» gesucht, schon manche Geissel geflochten und von Weiden schon manchen «Farrenschwanz» gemacht.»

Zur Herbsteszeit aber, wenn das Herdengeläute wieder um das Dörfchen erklang, und die Herbstfeuer rauchten, dann wohl, dann erinnerten wir uns des gutmütigen Sammeljokeb. Da bestürmten wir den freundlichen Alten mit unseren Anliegen. Jeder wollte seinen Fahrenschwanz haben, gewissermassen das Abbild der gekauften Peitschenstecken, die aus einem bis zum Handgriff in vier Teile gespaltenen Holzstab gedreht waren und aussahen wie ein gezwirntes, nach oben sich verjüngendes, dünner werdendes Seil. Der Sammeljokeb verstand es, aus Weidenruten ähnlich biegsame Peitschenstiele anzufertigen — ein Stück alter Volkskunst!.

Um diese Jahreszeit hob dann unter uns Buben ein Betteln an, dass der Vater von seinen Weidenstöcken ein Rutenbündel bewilligte; und wessen Vater keine eigene Weidenstöcke besass, der strich eben dem Bachufer entlang, um einen für seinen Zweck geeigneten fremden Weidenstock zu plündern. Was tut man in der Not! was ein rechter Bube war, musste doch zu dieser Zeit einen Fahrenschwanz haben.

Da brachten wir dann unsere Bündelchen dem Sammeljokeb, der sie vorerst auf seiner breiten Laube versorgte, auf der halbhohen Scheiterbeige,od er wenn schon ein Bündelchen dort lag, stellte er es in die Ecke neben das Abfahrrad*). Nachdem wir uns von dem guten Mann hatten versichern lassen, dass wir übermorgen den Fahrenschwanz abholen könnten, stiegen wir zögernd die Treppe hinunter, mit dem letzten Blick noch unsere Rütlein streifend, als ob wir befürchteten, sie möchten mit andern verwechselt werden. Denn wir wollten doch mindestens einen «zwölfwydligen» Fahrenschwanz haben. Voller Ungeduld harrten wir des Tages, da wir unsere Peitsche würden schwingen können. Eher einen Tag zu früh sprachen wir bei Sammeljokeb wieder vor um Nachfrage zu halten. Wie lächelte er dann gemütlich, wenn er uns nachsah, wie wir glücklich davonzogen, nachdem er uns unsern Wunsch erfüllt hatte. Unsere Freude war ihm Lohn genug, er begehrte keinen andern.

Noch kann ich mir seine Kunstwerklein gut vorstellen.

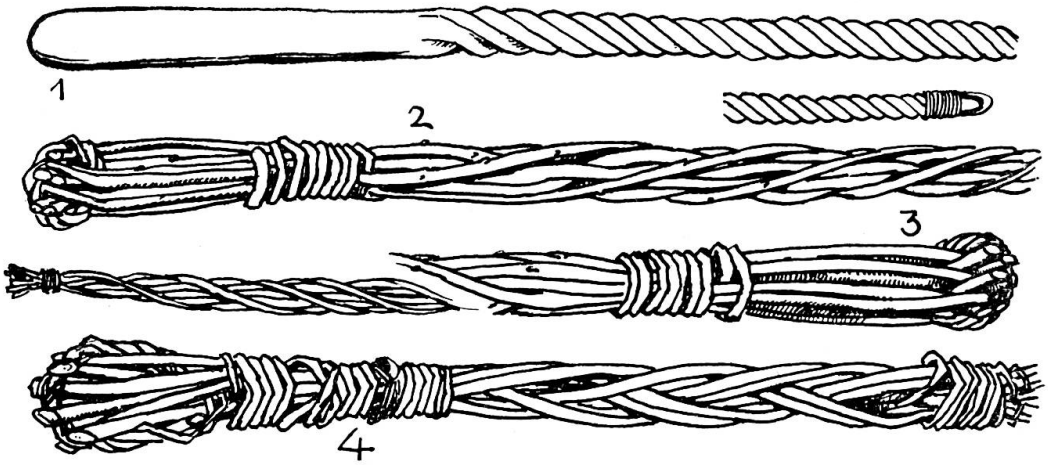
Da war zunächst ein Rütlein zu einem Ringlein mehrmals verschlungen. Ein solches brachten wir etwa selber auch fertig, aber weiter kamen wir gewöhnlich nicht. Wir fanden uns in dem sparrigen Gewirr von Ruten bald nicht mehr zurecht. Denn von beiden Seiten her wurden die Ruten mit dem dickeren Ende durch den Ring gesteckt, paarweise bei vielrutigen, einzeln bei dünneren Fahrenschwänzen («nünwydlig»). Die sich im Ring kreuzenden Ruten wurden etwa eine Handbreit oberhalb des Ringes zusammengefasst und mit einem halben, (gespaltenen) Rütlein mehrfach umwickelt und dadurch so fest als möglich zusammengebunden. Von da an wurden je die zweite und dritte Rute miteinander bis ans Ende verquirlt. Beim «zwölfwydlige» Fahreschwanz ergaben sich vier solcher Paare. Diese wurden neuerdings miteinander verdreht. Die vier verbleibenden einzelnen Ruten wurden dann um die andern gewunden, gerade so, dass sie, den Umgängen folgend, sich in die schraubenlinienartigen Vertiefungen (Lükken) zwischen den zusammengedrehten Rutenpaaren hineinschmiegten. Schlussendlich wurden oben alle 12 Ruten wieder zusammengebunden

*) Einfache, auf eine Bank montierte Maschine zum Abhaspeln des Zettels von grossen Rollen auf kleine Spulen = «Zettel abfahre».

mittels eines dünnen Zweigleins oder eines Rispi. Denn Sammeljokebs waren Posamenterleute. Denen musste manchmal ein Rispi aus der Verlegenheit helfen, wenn es galt, eine Kleinigkeit zu befestigen.

Nun war die erste Sorge erledigt und kam die zweite, kleinere an die Reihe: die Peitschenschnur. Wohl konnte man sich selber welche flechten, aber die beim Krämer gekauften knallten besser und lauter. Da wurde die Mutter angebettelt, dass sie einen Batzen oder zwei stiftete, dass man eine kaufen konnte.

Den Zwick verfertigte man sich aus Seidenabgang selber. Da waren die Posamenterbuben am besten dran und darum um diese Zeit begehrte Kameraden. Die Herstellung des Zwicks war eine kurzweilige Beschäftigung. Ihrer zwei halfen einander beim Drehen. Man stellte sich einander gegenüber auf, fasste das Ende eines Seidenfadenbündels und drehte es mit dem angenetzten Finger immerfort rechts herum. War der Faden so fest gedreht, dass er sich, sobald man die Spannung lockerte, von selbst verquirlte (verdrehte), so hängte man in der Mitte eine Schere in die Schlinge, näherte die Fadenenden einander langsam und liess den Faden durch die rasch ringsum wirbelnde Schere zwirnen. Noch ein Knopf daran, der das «Wiederaufgehen» des Zwickes verhindern sollte, und der Zwick war fertig!



1 «Chüegeisslestäcke», in Muttenz «Bärbelionerstäcke» genannt, unteres und oberes Ende. 2 und 3 Fahrenschwänze, gedreht von Heinr. Recher-Hertner aus Ziefen, in Lausen, der eine links, der andere rechts gedreht. 2 aus 9 Ruten, drei mal 2 und drei mal 1, 3 (die beiden Enden) aus 12 Ruten, drei mal 3 und drei mal 1, also nicht wie oben beschrieben 4 mal 2 und 4 mal 1. 4. Sog. «Peutsche», geflochten aus 6 Ruten von Gottlieb Martin-Schweizer in Frenkendorf, geb. 1847, erstes Drittel, das zweite Drittel schliesst wieder mit einer Umwicklung ab, im oberen Drittel sind die Ruten zusammengedreht statt geflochten. Auch in Hemmiken kannte man geflochtene «Peutsche».

Das war die Jahreszeit, da man immer zuerst ein paar Zwickschnüre aus den Hosentaschen kramen musste, wenn man nach dem Taschentuch suchte. Manche Knaben trugen auch ihren Reichtum an Seidenschnüren durch ein Knopfloch der Weste geschlungen («aglätscht») öffentlich zur Schau. Und wenn sie dann sahen, wie die begehrlichen Blicke der Kameraden an ihrem aussergewöhnlichen Brustschmuck hingen, dann erfüllte es sie mit freudigem Stolz.

2. Vom fremden Yo-Yo-Spiel und von der gut einheimischen Oepfelschnurre

Wie hat doch vor ein paar Jahren das dem fernen Osten entstammende Yo-Yospiel alle Welt in seinen Bann gezogen! Vom kleinen Knirps bis zum alten Grossmütterchen, alle versuchten sich in der neuartigen Kunst und zählten mit Eifer, wie oftmals es ihnen gelänge, die beiden Holzscheibchen an dem Schnürchen auf und abrollen zu lassen. Auf dem Schulweg, auf dem Heimweg vom Geschäft, in der Arbeitspause oder beim Plauderstündchen, überall wurde dieser seltsamen Kunst gehuldigt. Ja, es gab Geschäfte in der Stadt, welche unter den Schulkindern Wettbewerbe veranstalteten darüber, wer die höchste Zahl erreichte in den Auf- und Abbewegungen, und zu gewissen Zeiten konnten sich die Schüler dort einfinden und einem oder einer des Zählens kundigen Angestellten etwas vor-yoyolen, abwärts, vorwärts oder gar ringsum durch die Luft geschwungen . . .!

Nach Wert und Aussehen waren die Yo-Yo recht verschieden, vom naturpolierten oder farbigen Holzrädchen bis zum gepressten Aluminium mit Firmenaufdruck. Denn die allseitige Begehrtheit des Yo-Yo-Spieles machte dasselbe geeignet zu einem beliebten Reklameartikel. Daneben wussten aber die Tageszeitungen von goldenen Yo-Yo zu berichten mit blitzenden Edelsteinen, und vom «Yo-Yospiel zu Zweien». Wie «rassig» das sei, wenn ihrer Zwei mit elegantem Schwung das Spielzeug in die Luft schickten und es darauf mit anmutiger Handbewegung wieder zurückholten. Und das Blitzen und Funkeln der goldgefassten Steine wurde von den Augen aufgenommen und fortgesetzt bis es zu Eifersuchtsgeschichten kam, die vor Gericht ausgetragen wurden. So meldeten Zeitungen aus dem lebensfrohen Paris.

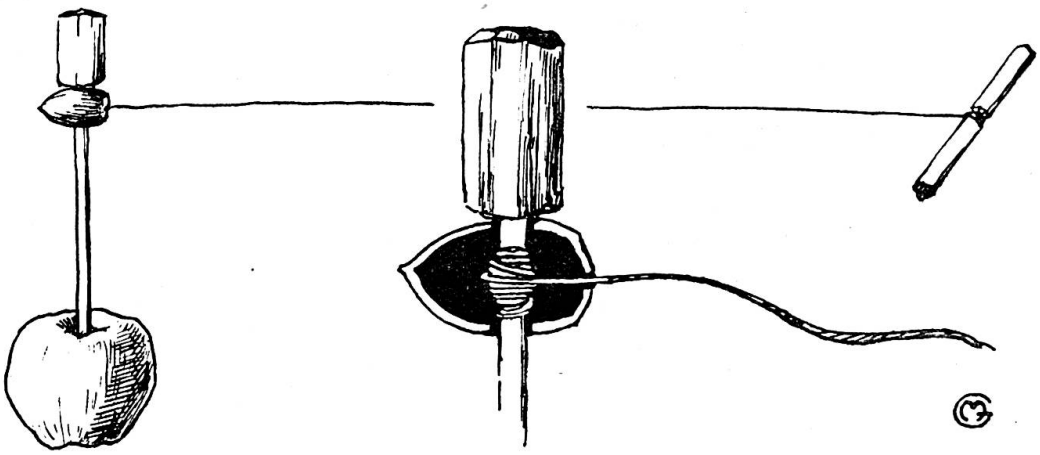
Wertvoller aber mochten die bescheidenen Yo-Yo sein, welche Kinder sich selber herstellten aus zwei grossen Knöpfen, die sie mit einander zugekehrten Unterseiten zusammennähten. Diese hatten unstreitig den Vorteil, dass die Kinder sich das Spiel selber erschafft und dabei etwas gelernt und Freude erlebt hatten, und dass nun auch das ärmste Kind zu seinem Yo-Yo kommen konnte und sich nicht mehr zurückgesetzt fühlen musste. Diese eigenen Erzeugnisse tauchten erst auf, als die fieberhafte Yo-Yo-Begeisterung schon am Abflauen war. Bald darauf verrauschte der fremde Zauber.

Im Grunde genommen hatte er **nichts Unbekanntes gebracht,** sondern nur **etwas Altes in neuer Form.** Denn die Technik des Spieles, der fortwährende Wechsel im Auf- und Abwickeln einer Schnur über einen walzenförmigen Gegenstand wurde von den Dreikönigssängern schon angewendet, um ihren Stern zu drehen, welchen sie an einer Stange mit herumtrugen bei ihrem Bettelsingen nach Weihnachten, und derselbe Vorgang spielte sich im Kleinen ab in unserer gut bodenständigen

Oepfelschnurre

Wenn wir Buben zur Herbsteszeit den Haselhecken entlang streiften und unsere Hosensäcke mit den leckeren Nüssen füllten, da mochte es wohl etwa geschehen, dass einem zur Abwechslung einmal eine besonders gross gewachsene Haselnuss in die Hände geriet. Diese wanderte dann nicht in den Hosensack, sondern wurde in einem besonderen

Geheimfach der Gewandung versorgt. Zur Feierabendzeit, wenn alles in der traulichen Stube sass, war es eine unterhaltende Beschäftigung, die Nuss zu unseren Zwecken herzurichten. Mit dem Universalinstrument eines Buben, dem Taschenmesser, wurden die beiden Breitseiten der Nuss durchbohrt, so dass sich zwei runde Oeffnungen etwa von Durchmesser eines Bleistiftes gegenüber standen. Die Ansatzstelle der Nuss, die vorher in dem grünen Becherchen gesessen hatte, erhielt ein kleines Löchlein. Nachher suchte man sich unter dem Feuerherd ein glatt spaltendes Föhren- oder Tannenscheitchen heraus. Das wurde zunächst gerundet. Dann erhielt es etwa 2—3 cm vom obern Ende ringsum einen Einschnitt. Von da an abwärts wurden kleine Spänchen abgespalten, bis nur noch ein rundes Stäbchen übrigblieb, das in die Löcher der Nuss passte. Daran befestigte man nahe am Kopfende einen zähen Bindfaden. Diesen führten man zu einem der runden Löcher hinein und zu dem kleinen Löchlein wieder hinaus. An seinem andern Ende band man ein kleines Querstäbchen fest als Handgriff. Das erste Stäbchen steckte man nun durch die Nuss, spitzte es unten zu und steckte einen Apfel daran. Diesen brauchte man nur einigemale zu drehen, damit sich der Anfang des Bindfadens aufwickelte, und das Spielzeug war gebrauchsfertig. Mit der einen Hand fasst man die Haselnuss und mit der andern den Holzgriff, welcher nun abwechslungsweise der Haselnuss zu nähern oder von ihr mit kräftigem Ruck zu entfernen war. Dadurch wurde der Apfel in Bewegung versetzt und in fortwährender schnurrender Umdrehung erhalten, die nach jedem Ruck die Richtung wechselte.



Wer von den jungen Lesern versucht die Kunst? — Die beigegebene Zeichnung möchte ihren Teil zum Verständnis dieser Beschreibung beitragen. Sicher kennt noch mancher Vater die Herstellungsweise des Spielzeuges. Nur denkt er nicht mehr daran. Einmal daran erinnert wird er gerne in einem Mussestündchen mithelfen bei der Einrichtung. Der Blättlischreiber wünscht gutes Gelingen! M.